

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 13.

Samstag, 16. Januar.

1915.

Copyright 1914 by Carl Dunker, Berlin.

Der Wagehals.

Nachdruck verboten.

(24. Fortsetzung.)

Roman von Fritz Stowronnek.

18. Kapitel.

Der Forstmeister war ein glücklicher und sehr aufmerksamer Bräutigam. In jedem Nachmittag fuhr er nach Weschfallen. Seine Braut gefiel ihm mit jedem Tage mehr. Sie war so weich, so schmiegsam und so zärtlich. Jeden Augenblick des Alleinseins nahm sie wahr, sich auf sein Knie zu setzen und ihn abzuküssen. . . . Dem alten Herrn gefiel das sehr gut.

Einmal gleich zu Anfang hatte er ihr gesagt: „Aber Madelindchen, wir sind doch ein paar vernünftige alte Leute! Wenn Tante Georginne uns so überrascht! Was soll sie von uns denken?“

„Daß ich dich von Herzen liebe, du alter Brummhär . . .“ Dann knutschte sie ein Tränchen ab und fuhr fort: „Hast du denn so wenig Selbstbewußtsein? Meine ganzen Empfindungen fliegen dir entgegen. . . Mein erster Mann hat mir auch ganz gut gefallen, aber auch weiter nichts. Ich habe ihn aus klugen Erwägungen genommen. Aber was sollte mich jetzt bestimmen . . .? Möchtest du mir das mal sagen? Ich habe reichlich genug zum Leben, auch ohne Tante Georginne zu beerben . . .“

„Ich wage noch immer nicht, an das große bevorstehende Glück zu glauben, Madelindchen.“

„Ach, daran sind bloß die dummen Romanschreiber schuld. Wenn bei denen ein Mann vierzig Jahre alt ist, dann ist er ein alter Herr, der eine große Dummheit begeht, wenn er sich ein junges Weib nimmt. . . Ich meine, jeder Mensch ist so alt, wie er sich fühlt.“

Der Forstmeister nickte lebhaft. „Das Wort unterschreibe ich. . . Du hast mir aus der Seele gesprochen, Kind. Ich muß in fröhlicher Gesellschaft manchmal an mich halten, um nicht aus tiefster Brust einen alten Studententantus anzustimmen.“

„Ich singe mit“, rief Madeline und warf sich an seine Brust. . .

Schrader hatte sofort an seinen Freund, den Forstrot geschrieben und ihm mitgeteilt, daß er sich wieder zu verheiraten gedenke. Er hatte wegen eines längeren Urlaubs zur Hochzeitsreise angefragt und gebeten, sein Gesuch, das nach Feststellung des Hochzeitstermins abgehen würde, zu befürworten. . . Umgehend erhielt er ein herzliches Glückwunschschreiben. . .

Weshalb sollte er noch länger mit der Hochzeit warten . . .? Der Termin wurde festgesetzt und drei Tage später hing er mit Madeline vor seinem eigenen Haus im Kasten. Nie hatte er dem alten, schwarzen, mit Draht vergitterten Kasten einen Blick geschenkt. Jetzt ging er selbst hinaus vor die Tür und las den Text des Schriftstückes. . . Von der Kanzel sollte er in abgekürztem Verfahren nur einmal für dreimal fallen. Er wollte nur eine stille Hochzeit mit einem Frühstück für die Trauzengen. Aber darauf ging Georginne nicht ein. Das wäre ihre Sache und sie wolle auch ihre Freude daran haben. . .

Eines Tages, als der Forstmeister eben den Wagen befohlen hatte, um nach Weschfallen zu fahren, fuhr

ein Wagen vor. . . Eine Minute später erschien Abromeitene und brachte in ihrem Schürzenzipfel eine große Visitenkarte. Er las: „Roman von Zaleski, R. R. Rittmeister der Garde-Landwehr-Kavallerie.“

„Lass' den Herrn eintreten.“

„Was verschafft mir die Ehre?“

Herr von Zaleski war eingetreten und hatte eine tadellose Verbeugung gemacht. „Ich wollte dem Herrn Forstmeister meine gehorsamste Aufmerksamkeit machen. . . Bei der engen Freundschaft, die jetzt unsere Herrscher und Heere verbindet, habe ich es für meine Pflicht gehalten, weil ich gerade in Ihrem Machtbereich weile, Ihnen meine Verehrung zu Füßen zu legen. Bitt' schön zu entschuldigen. Ich bin auch ein leidenschaftlicher Jäger und liebe die grüne Farbe.“

Mit einer Handbewegung wies Schrader auf einen Sessel und nahm dem Gast gegenüber Platz. „Sehr verbunden, Herr Rittmeister. Wenn ich fragen darf, was hat Sie in unsere Gegend geführt?“

„Oh, das tut nichts zur Sache, aber im Vertrauen . . . bitt' schön, Herr Forstmeister . . . eine sehr wichtige Mission, die sich gegen unseren gemeinsamen Gegner Rußland richtet. . .“

Der Forstmeister neigte das Haupt, als wenn ihn diese Erklärung befriedigte. „Und Sie sind, wie Sie sagen, leidenschaftlicher Jäger?“

„Sehr passioniert, Herr Forstmeister.“

„Dann werden Sie wohl nicht auf Ihre Rechnung kommen, Herr Rittmeister. Ich lege mir selbst, obwohl ich auch sehr passioniert bin, im Abschluß Beschränkungen auf, um den Forstbeamten, die ihre Haut bei der Beschützung des Wildes zu Markte tragen, das Vergnügen nicht zu verkümmern.“

„Das bedaure ich, Herr Forstmeister, sonst hätte ich mir die Bitte erlaubt. . .“

„Ganz ausgeschlossen, Herr Rittmeister. . .“ Schrader erhob sich. . . „Ich bedaure sehr, daß Sie sich vergeblich bemüht haben, aber ich kann wirklich keine Ausnahme machen.“

Herr von Zaleski hatte sich auch erhoben. „Bitte vielmals um Entschuldigung. Habe die Ehre, Herr Forstmeister. . .“

Mit einer stummen Verbeugung geleitete ihn der alte Herr zur Tür. . .

An anderen Tage, kurz vor Mittag, erschien der Assessor in der Oberförsterei. „Wissen Sie, Herr Forstmeister, wer mich gestern besucht hat? Der Rittmeister von Zaleski. . . Ein ganz famoser Kerl. . . Wir haben in Erinnerungen geschwelgt. Wir haben ein Echo gemeinsame Bekannte, über deren Befinden er mir genaue Auskunft geben konnte. . .“

„Sie haben ihn schon vorher persönlich gekannt?“

„Nein, Herr Forstmeister. . . das nicht. . . aber er ist bei mir hinreichend legitimiert durch einen Gruß, den er mir überbrachte. . . und ich entsinne mich auch, seinen Namen öfter in Wien gehört zu haben. Ein glänzender Reiter und ein passionierter Jäger, . . .“

Uralter Bechenadel übrigens. Von Ihnen sprach er mit der größten Hochachtung. Sie haben ihm außerordentlich gefallen."

Der Alte grinte etwas. „Sehr schmeichelhaft — Sie werden vermutlich den Verkehr fortsetzen?"

„Wann Herr Forstmeister keine Bedenken dagegen haben?"

„Bedenken? Lieber Herr Assessor, Sie übernehmen doch gewissermaßen die Garantie. . . . Also wenn Sie ihn nächstens zum Scheibenschießen einladen; ich habe nichts dagegen. . . . Wollen Sie auf das Glück des Topfes zum Mittagessen bei mir bleiben? Ich weiß selbst nicht, was es gibt. . . ."

„Sehr erfreut, Herr Forstmeister, nehme mit Dank an."

„Na, dann kommen Sie rüber in meine Wohnung."

„Ich wollte Ihnen noch etwas im tiefsten Vertrauen sagen", fuhr der Forstmeister im Wohnzimmer fort. . . . Die Enkelin unseres Freundes Krummhaar wird, wie mir der Alte sagte, jetzt sehr eifrig von den jungen Grünröcken umworben. . . . Der jungen Frau ist das peinlich. . . . Sie ist, wie ich Ihnen unter strengster Diskretion mitteile, nicht Witwe. . . . Ihr Mann lebt. Er ist wegen politischer Antriebe in Haft und wahrscheinlich nach Sibirien gebracht."

Der Assessor wechselte einen Augenblick die Farbe.

„Oh, Herr Forstmeister, das tut mir sehr leid. Das ist ein sehr schweres Schicksal, das die verdüsterte Stimmung der Dame hinreichend erklärt, über die ich mir schon den Kopf zerbrochen habe. Aber ich bin Ihnen sehr dankbar für die Mitteilung. Ich habe sehr gute Beziehungen zu den hohen und höchsten Beamten in Rußland. . . . Es wird mir ohne Zweifel gelingen, über das Schicksal des Herrn Nekrassow, so heißt er wohl, Auskunft zu erhalten. Vielleicht kann ich auch eine Milderung seiner Strafe herbeiführen. . . . Ich will nicht zu viel versprechen, aber ich werde jedenfalls alles ausbieten, um der Dame beizustehen."

Der Forstmeister hatte Mühe, sein Erstaunen zu verbergen. Er hatte nicht erwartet, daß der Assessor diese Eröffnung, die doch alle seine Hoffnungen zerstören mußte, in dieser Weise aufnehmen würde. Oder waren seine Absichten derart, daß er sie durch tätige Anteilnahme an dem Geschick der jungen Frau zu fördern gedachte. Und noch etwas anderes war möglich, daß er durch seine Bemühungen die Gewißheit zu erlangen hoffte, daß die junge Frau wirklich das war, wofür sie sich ausgegeben hatte, eine Witwe.

Gegen Abend kam Herr von Sperling in das Forsthaus. Seine beiden Rivalen waren unsichtbar. Mooslehner kam nur zu den Mahlzeiten und entfernte sich sofort nach dem Essen. . . . Schnabel ließ sich überhaupt nicht mehr blicken. Der Hegemeister sah an seinem Schreibtisch. . . . „Nehmen Sie Platz, Herr Assessor. Ich bin gleich fertig. . . . Mit dem Schreibwerk wird es immer schlimmer. Nächstens kommen wir Grünröcke überhaupt nicht mehr in den Wald, sondern werden an den Schreibtisch angeschmiebelt, wenn nicht jeder Förster seinen Forstschreiber bekommt. . . ."

„Bitte sich gar nicht zu stören, Herr Hegemeister, ich habe schon Unterhaltung." Er hob den kleinen Buben, der durch die Tür hereingestürzt kam, auf seinen Arm, setzte sich mit ihm und nahm ihn auf den Schoß. Der kleine Bursche begann sofort seine Taschen zu untersuchen, in denen sich immer ein Federbüschel für ihn befand.

„So, nun bin ich fertig", rief der Hegemeister und warf die Feder fort. „Wenn ich den Kerl mal erwische, der das Schreiben erfunden hat. . . . Na, wie weit sind Sie mit Ihrer Klupperet, Herr Assessor?"

„Ich habe heute das zweite Fagen angefangen, aber da wird es nicht so schnell vorwärts gehen, denn der Bestand ist zu ungleich."

„Ja, ja, das glaube ich Ihnen. Das Fagen war mein Schmerzenskind. Dreimal ist die Nonne drin gewesen, dreimal mußte ich nachpflanzen. . . . Wie ist es, wollen Sie zum Abendbrot bei uns bleiben?"

„Ich danke sehr, ich bin nur auf einen Sprung zu Ihnen gekommen, um Ihnen meine Hilfe anzubieten. . . . Der Herr Forstmeister hat mir Mitteilung gemacht von dem traurigen Geschick, das Ihre Frau Enkeltochter getroffen hat. Ich habe sehr gute Beziehungen in Rußland und wo sie nicht ganz hinkäme, könnte ich mir durch gewichtige Fürsprache die Beziehungen schaffen. . . . Ich hoffe, daß es mir gelingen wird, zunächst den Verbleib des Herrn Nekrassow festzustellen. Mehr kann ich augenblicklich nicht versprechen, aber das glaube ich bestimmt erreichen zu können."

„Herr Assessor, wenn Ihnen das gelingen würde!" Er lief zur Küchentür, öffnete sie und rief hinaus: „Wera, komm mal rein, der Herr Assessor will mit dir sprechen."

Die junge Frau, die am Herd stand, wies achselzuckend auf ihren sehr schlichten Hausrock. „Ich kann jetzt nicht, Großvater. . . ."

Nun trat der alte Herr in die Küche und zog die Tür hinter sich zu. . . . „Kind, mach keine Umstände. Du weißt gar nicht, was dir Gutes bevorsteht. . . ."

Mit einer jähen Wendung drehte Wera sich um. „Aber Großvater, doch nicht jetzt um diese Zeit. . . . und hast du ihm nicht gesagt. . . ."

Der alte Herr lachte laut auf. . . . „Ihr Weiber seid euch doch alle gleich. . . . Der erste Gedanke ist immer an die Hochzeit. . . . Nein, Kind, es ist etwas, was dich zunächst noch viel mehr angeht. Der Assessor hat sehr gute Beziehungen in Rußland, er will zunächst ausfindig machen, wo dein Mann steckt."

(Fortsetzung folgt.)



Licht senden in die Tiefe des menschlichen Herzens —
des Künstlers Beruf.
Robert Schumann.

So leben wir

Vor N. . . . , den 28. 12. 1914.

Liebe Eltern und Schwestern!

Weihnachten ist nun vorüber, drei schöne Tage waren es. Ich habe diese Nacht mal Zeit, Euch davon zu erzählen. Hier ist heute ganz abscheuliches Regenwetter und sofort so stark, daß unsere ganze kunstvoll gebaute Bude an allen Ecken und Enden durchregnet. Sie hatte in den Wochen vor Weihnachten schon mal Anwandlungen dazu, es blieb aber immer nur bei kleinen Portionen, die nicht sofort bis auf die Haut gingen; besonders der Schlafraum blieb dicht, das war die Hauptsache. Im Wohnraum ließ es sich schon eher ertragen, da kann man sich ja leicht um feuchte Stellen 'rumgruppieren. Das hat aber im Strohlager seine Schwierigkeiten. Zunächst bietet man den Tropfen im Liegen eine größere Trepfläche, und wenn man sich auch durch Mäntel und Zeltbahnen zu schützen sucht, so zieht sich das Wasser schon bei einigen undichten Stellen so schnell gleichmäßig durch das Stroh, daß man sich auch an nach oben geschützten Stellen bald an seine frühesten Kindheit zurück versetzt glaubt. Na und wann man nicht ganz todmüde ist, dann verzichtet man lieber darauf und auf den Schlaf. So sitzt jetzt ein Teil im Wohnraum und schimpft oder liest und schreibt, der andere Teil, einige Optimisten, die noch ganz trodene, regenfreie Stellen unter sich zu haben glauben, liegt noch im angrenzenden Schlafraum und schimpft auch. Man sieht auch bei ihnen die Erkenntnis dämmern, daß entweder der Regen oder das Schlafen aufhören muß. Eben kommt wieder einer fluchend 'rausgetroden, naß bis auf die Hufe, er glaubte erst vollständig trocken zu liegen, nun hat's auch ihn erreicht. Das ist zu ulkig, wie sich solche Entdeckungen durch je nach Temperament und Grad der Nässe verschiedenes Schimpfen für uns in den Wohnraum Geflüchteten bemerkbar machen. Besonders gerade über dem Ohr oder der Nase eines Schlafers sich neu auftuende Tropfquellen lösen im Dunkel des Schlafgemaches stets recht laute, aber im Ausdruck wenig garbe Äußerungen des Unbehagens aus. Eine große, aus dem eigenen Mißgeschick geborene Portion Schadensfreude sorgt dabei für ganz gute Unterhaltung. So wird die Nacht schon

rumgehen, und schlimm ist's ja auch nicht. Es sind ja keine düstige weißen Himmelbetten, die sich am anderen Morgen mit schön durchgefärbten roten Flecken und Ringen präsentieren würden, auch keine Daunenkissen, die erst kunstvoll getrocknet werden müssen. Morgen wird das ganze Schlafzimmer ausgemistet (entschuldig den Ausdruck, aber er ist doch ziemlich treffend). Das alte nasse Stroh kommt aufs Dach, so hat's auch noch seine Verwerlung, und für die Betten gibt's von der nächsten Strohdiede neue Daunen, so viel jeder haben will. Da lassen wir uns die Stimmung garnicht verderben, und solange noch geschimpft wird und man sich gegenseitig gründlich bei einem Mißgeschick auslacht, ist sie nie schlecht. — Hab' ich Euch eigentlich schon geschildert, wie wir hier jetzt hausen, auch wie sich in P. unser Ruhequartier verändert hat. Unser Heuboden in P. ist fast komfortabel geworden, wie alle Ställe und Buden, in denen die einzelnen Züge der Batterie hausen. Es ist wirklich wunderbar, was überhaupt aus den Drednestern, weiter sind die Dörfer hier nichts, geworden ist. Die großen Höfe, auf denen der Mist jahrelang geschummelt hatte und fast bis in die Stalltüren einwuchs, sind alle vollständig abgefahren, kanalisiert und mit Kies geebnet, die Ställe, Wirtschafts- und Wohnräume in menschen- und tierwürdigen Zustand versetzt. Nun muß man ja jeden Winkel ausnützen als Quartier bei der Menge Truppen, die in den kleinsten Dörfchen liegen. Mit Betten und aufgepannter Pappe hat man da überall die behaglichsten Zimmer hergerichtet. Die Bauern werden staunen, wenn sie später sehen, was wir aus ihren dreidigen Ziegen- und Schweineställen gemacht haben. Daß die Straßen trocken und schlammfrei gehalten werden, ist selbstverständlich, sogar kleine schmutzige Baumanlagen hat man auf einigen Dorfplätzen gemacht. So wird alles getan, um uns diesen langwierigen Aufenthalt einigermassen behaglich zu machen. So hat man immer zunächst seine Arbeit, denn freie Zeit soll der Soldat ja nie haben — immer Bewegung. Dafür werden immer neue Verbesserungen erfunden. Und dann wirkt der Zustand der Quartiere, wie er jetzt ist, sichlich günstig auf den Gesundheitszustand der Truppen ein. Ich möchte mal Serben oder sonst ein Schweinevolk in diesen Nestern acht Wochen lang hausen sehen, wie würde es dann um sie bestellt sein. Der größte Teil läge dann wohl in großen Seuchenlazarethen, und den Rest würde man aus dem Dred kaum rausfinden. Wir leben hier so gut es eben geht. In Schulze-Bergsdorf gibt's sogar elektrisches Licht. Eine Turbine war da, der Dynamo und die übrigen Anlagen wurden besorgt, schon war es fertig. Daß die Herren Franzosen die Turbine nun gerade am Samstag, bevor wir dort waren, kaputt geschossen hatten, brachte uns leider um den seltenen Genuß, bei elektrischer Beleuchtung den festlichen Abend zu begehen. Solche Schäden lassen sich aber bald beheben, dafür hat man ja bei allen Truppengattungen genügend Fachleute und Handwerker. Ebenso wie bei uns die Herren Offiziere unter ihren Kanonieren einen finden, der ihre Küche führt, und ihnen aus den primitivsten Mitteln die erlesensten Tafelgenüsse aufbaut, so finden sich für alle Arbeiten die passenden Leute. Es ist ja jeder Stand vertreten und erfunderisch ist man schon, wenn mal der Fachmann oder das übliche Material fehlt. — Ihr solltet mal jetzt unseren Heuboden sehen, was aus dem geworden ist. Leicht und schlecht gebaut, wie all die Bauernhäuser dort. Zugig, dreidig, krumm und schief, Luken zum Durchfallen im Fußboden und welche im Dach zum Reinregnen. Jetzt abgeteilt in Bohn- und Schlafraum, ausgekleidet in uni-farbener Tapete (Pappe), hochmoderne, fast feldgraue Farbe, gehalten durch glattgehobelte Leisten, die noch weiß angestrichen werden sollen (vielleicht finden wir auch noch Goldblat), dicke Türen; in die Regenluken sind Fenster eingeseht, feste Tische und Bänke (allerdings, da Nägel sehr rar sind, nicht allzu schwer zu beanspruchen), dicke Tür mit Oberlicht, Fächer und Haken rings an der Wand, ein Ofen soll auch noch rein, man wird's da auch im strammen Winter ganz gut aushalten können. Nicht so hochmodern, aber viel behaglicher ist unsere Feuerung in der Feuerstellung (Tapeten mit Goldleisten geben dem Raum ja mehr einen Salon- als gemütlichen Wohnzimmercharakter).

Bis heute keine Zeit gehabt. Heute, 1./1. 1915. Prost! Neujahr. Bitte nur um keine Zigarren, wie sie mir L. zu- dachte; der Vorrat an Tabak und Zigarren ist zu reichlich. Es fehlen höchstens Zigaretten.

Herzlichen Gruß

Enno.

Aus der Kriegszeit.

Die Feldgrauen in Belgien. Von dem guten Einvernehmen unserer tapferen Feldgrauen mit der belgischen Bevölkerung legen folgende zwei Briefe eines wallonischen Mädchens an einen Soldaten, der bei ihren Eltern im Quartier lag, herabtes Zeugnis ab. Ein kleiner Liebesroman verbirgt sich hinter den Zeilen der Schreiberin, und wie man sieht, gelang es dem netischen kleinen Amor sogar die Schwierigkeiten der Sprache zu überwinden. Die Briefe lauten:

I.

„... den 12. Dezember 1914. Es ist also doch wahr, daß Sie weg sind? Man muß es wohl glauben! Wenn Sie wüßten, daß das ganze Haus ohne Sie so leer ist, wie wenn der Tod seinen Einzug gehalten hätte. Als wir Dienstagabend vom Bahnhof zurückgekommen sind, waren Papa und ich, alles war so traurig, daß wir geweint haben, und Mama auch. Denn lange sind wir zusammen gewesen, volle elf Wochen, man gewöhnt sich schließlich aneinander, und wir bildeten wahrhaft eine Familie. Als ich Mittwochmorgen Ihr Zimmer betrat, konnte ich mir nicht denken, daß Sie nicht mehr da sein sollten, ich glaubte, Ihr Gepäck und Ihre Schachteln noch auf dem Tische zu sehen, aber als ich sah, daß alles verschwunden war, ... dann ... habe ich mich in das Unvermeidliche schicken müssen. Es sind jetzt schon vier Tage her, daß Sie von hier weggereist sind, seitdem streichen die Stunden langsam, nur zu langsam dahin, die Abende sind lang, es ist nicht mehr wie damals, als wir den Abend mit Musikieren verbrachten. Diese Zeit liegt lange hinter uns. Alle Tage sprechen wir von Ihnen, jeden Augenblick erinnern wir uns einer Handlung, eines Gebarens, eines Wortes von Ihnen. Wissen Sie, welches Gerücht man hier verbreitet? Man sagt, daß Sie in der Schlacht an der Yser sind, daß Sie jetzt in den Schützengräben liegen. Andere sagen, daß das Regiment seine Marschrichtung geändert habe. Soeben erhalte ich Ihre mit Ungeduld erwartete Postkarte. Der Übersehung gemäß war die Reise nicht erfreulich, aber ich hoffe, daß für Sie die schönen Tage noch kommen werden. Viele Grüße von Papa und Mama. Was mich betrifft, so wünsche ich den Krieg schnell beendet, so schnell wie möglich, und daß Sie zurückkommen. Senden Sie uns lange Briefe, wir werden sie schon übersehen lassen können, wie Sie gezwungen sein werden, es mit dieser zu machen, und wenn wir auf diese Weise wissen, wo Sie sind, werden wir Ihnen Ihr Paket und Ihre Briefe schicken. Einen schönen guten Tag aus ...“ (Unterschrift.)

II.

„Bei Namur, 16. Dezember 1914.“

Lieber Herr ...! Ich habe soeben Ihre hübsche Karte erhalten und will Ihnen sofort darauf antworten. Sie fragen, ob wir noch immer an Sie denken; ich meine, daß es der Mangel an Postverbindung ist, der Sie das vermuten läßt. In ... wird man Sie nie vergessen. Am 12. d. M. habe ich Ihnen einen Brief geschrieben; haben Sie ihn etwa nicht empfangen? Ich vermute, daß die Post Sie lange auf diesem Brief hat warten lassen, denn ich bemerke ebenfalls, daß Ihre Karten erst nach drei oder vier Tagen hier ankamen, und Gott weiß, mit welcher Ungeduld sie hier erwartet werden. Wir möchten, daß Sie uns einen langen Brief schreiben; sagen Sie uns, wie Sie sich in ... befinden. Sind Sie gut untergebracht? Gut versorgt? Seien Sie, bitte, so gut, wie wenig leserlicher zu schreiben, weil die Person, welche mir Ihre Karten übersetzt, solche schwer entziffert, da sie an Ihre Schrift nicht gewohnt ist. Wissen Sie, daß wir keine Soldaten mehr unterbringen? Zwei Artilleristen haben das Zimmer — ohne Bett — besucht, sind aber nicht wiedergekommen. In einigen Tagen werden Sie ein Paket Waffen bekommen, welche meine Eltern Ihnen zur fröhlichen Weihnachtsnacht senden. Sie werden Sie in unserem Andenken essen, und wir werden an Sie denken. Warum sagen Sie, daß wir Sie vergessen? Es geht keine Stunde vorbei, ohne daß wir von Ihnen sprechen. Spielen Sie noch Musik? Ich sehr selten ...

Am Feuer der österreichischen Schiffsgeschütze. Als der einzige Berichterstatter, der die Befestigungen an der montenegrinischen Küste in Augenschein nehmen konnte, gibt ein Mitarbeiter der „Daily Mail“ eine interessante Schilderung von der Beschießung der Küste Montenegros durch die österreichischen Kriegsschiffe. Nur mit großen Schwierigkeiten war es ihm im November vorigen Jahres gelungen, bis nach Cetinje durchzukommen. „Eine Woche mußte ich warten, dann erhielt ich einen Paß von General Jankowitsch, dem montenegrinischen Generalstabschef, der mir den Besuch der montenegrinischen Stellungen gestattete. Ich bat Major Grollier, den Führer der französischen Militärmission, die Beschießung der Forts von Cattaro mitanzusehen zu dürfen. Bei Einbruch der Nacht machten wir uns auf den Weg. Es ging einen steilen felsigen Pfad hinan, der vom Regen schlüpfrig war und zu beiden Seiten von tiefen Abgründen begrenzt wurde. Ich hatte Mühe, in der Dunkelheit nicht auszugleiten und in die schwedische Tiefe zu stürzen. In düsteren Anrissen erhob sich in der Ferne das österreichische Fort Vermao. Erst war es unheimlich still; dann durchschneit plötzlich ein langgezogenes Pfeifen die Luft, ein Blick zuckte auf von den Bergen, und unmittelbar darauf erfolgte eine Explosion. Kugeln krachten gegen die Felsen, und nicht weit von uns fielen mit zischendem Geräusch Granatsplitter nieder. Es war das erste Schrapnell, das uns begrüßte. Die Quartiere der Offiziere sind nah, dunkel und kalt. Das Glas des einzigen Fensters, das durch den von den schweren Geschossen ausgehenden Luftdruck zersplittert war, war durch ein Stück Tuch notdürftig ersetzt, und alles machte den ärmlichsten Eindruck. Die schwere und vorzüglich geleitete Beschießung dauerte die ganze Nacht hindurch; fast alle Kugeln waren Treffer, und das Krachen der Geschütze weckte in dem zerklüfteten Felsgebirge ein schreckliches Echo. Während die Eisenstimmen gespenstisch dumpf von allen Seiten widerhallen, krachten die Kugeln auf das Dach unseres Unterstandes und platteten sich mit einem schweren starken Aufschlag ab, wenn sie die Tür trafen. Ich habe in dieser Nacht nicht viel Ruhe gefunden. Als am Morgen die Kanonade unterbrochen wurde, machte mir Hauptmann Chardon im Namen der Batterie seine Aufwartung und führte mich umher. Ich konnte deutlich die österreichischen Schlachtschiffe „Mackehy“ und „Monarch“ sehen, die in der Bucht von Teodo vor Anker lagen. Ihre Zerstörer und Unterseeboote waren weiter weg an der Mündung der Bucht festgelegt. Der Boden, von den verstorbenen Granaten durchsucht und zerrissen, war ringsum mit Kugeln, mit Krümmern aller Art und mit ganzen Granaten, die nicht explodiert waren, besät. Geschütze lagen herum, zerschmettert und aus ihren Lafetten gebrochen. Sogar die Felsen waren überall zersplittert und die Felsstücke weit hin herumgestreut. Hier war es, wo eine von dem „Mackehy“ abgefeuerte 12-Poll-Granate einschlug, gerade, als der befehlighende Major die Batterie verlassen hatte. Wir waren kaum bei den Batterien angekommen, als nicht weit von uns eine Granate vom Fort Radowitsch mit ungeheurem Krachen einschlug. Die Beschießung begann wieder. „Auf so etwas muß man hier immer gefaßt sein“, sagte Hauptmann Chardon und zog mich rasch in eine gedeckte Stellung, von der aus wir nun vorsichtig weiterkrochen bis zu unserem Unterschlupf. Es war gegen Ende Oktober, daß der Brae-Dreadnought „Mackehy“, von Pola kommend, der Wachsamkeit der Schiffsgeschwader der Verbündeten entging und in die Bucht von Cattaro eindrang. Er warf Anker mit seiner Breitseite gerade den feindlichen Batterien gegenüber. Ein Fesselballon erhob sich langsam von Deck, beobachtete und erkundete die Stellungen, und dann fing das Granatfeuer an. Die ersten Schüsse schlugen ungeheure Felsblöcke von der Felsseite des Gebirges, die mit Getöse niederstürzten. Dann wurde das Feuer methodisch und mit bemerkenswerter Genauigkeit fortgesetzt und brachte zahlreiche Kanonen zum Schweigen. Als das Kriegsschiff darnach etwa 125 Kilometer von den Aufbatterien sich festlegte und daher außer Schußweite war, eröffneten die französischen Kanonen als Antwort ein heftiges Feuer gegen das Fort Vermao.“

Aus einem deutschen Kameruner Kriegstagebuch. Aber die Kämpfe an der Küste Kameruns, bei denen eine sehr überlegene englische Flottenmacht schließlich Duala zur Übergabe zwang, unterrichtet das Tagebuch eines deutschen Leutnants, der bei den Kolonialtruppen in Duala stand. Dies Tagebuch ist in englischen Besitz gelangt und wird in englischen Blättern veröffentlicht. Unterm 5. August schreibt der Leutnant:

„Gouverneur und Stab kommen nach Duala. England erklärt Krieg. Die Preise steigen. Come bittet um Verstärkung.“ Weitere Aufzeichnungen schildern Leben und Lage unserer Kolonialtruppen: 7. 8. Die Nahrungszufuhr durch die Eingeborenen wird geregelt. „Eleanor Boermann“ segelt mit Kohlen und Wasser zu unbekanntem Zweck ab. 8. 8. Rudolf Bell und Ngoro Din werden vor dem Gefängnis wegen Hochverrats aufgehängt. Die ganze Nacht große Aufregung und Schreien unter der Bevölkerung. Die Dualas verlassen die Stadt in Scharen. 10. 8. Seit Mitternacht arbeitet das Kabel nicht mehr. Morgens ertzere ich die Beamten ein; es geht ganz vorzüglich trotz der ziemlich wunderlichen Ausrüstung. Nachmittags ein Telegramm aus Berlin via Kamina: Untergang des „Amphion“. Die drahtlose Verbindung zwischen den belgischen und französischen Stationen ist unterbrochen. 17. 8. Nur jeden zweiten Tag Dienst. Seit Freitag schwere Regengüsse; Dienst besteht im Nahwerden. Telegraphische Mitteilungen berichten von einem Vormarsch der Engländer gegen Oshidinge. Mögen sie nur kommen! Unglücklicherweise kann nicht die ganze europäische Abteilung im Busch verwendet werden wegen der notwendigen Transporte. 26. 8. Schlechte Neuigkeiten aus dem Osten. Singa und Waiiki sind gefallen, und die Franzosen rücken mit sehr überlegenen Truppen gegen Nola. Keine Neuigkeit von Oshidinge. 31. 8. nachmittags. Ein Kriegsschiff wird in Sicht gemeldet von Viktoria. Wenn es feindlich ist, dann wird wohl die Sache hier noch heute beginnen. 4. 9. Drei Schiffe von Villo-la her. Sie landeten zuerst an der Insel, griffen zwei Eingeborene auf und kehrten an Bord zurück. Die Schiffe sind ein Kreuzer und zwei Kanonenboote. Am Mittag verschwand ein Kanonenboot, das andere dampfte nach Viktoria. Um 2 Uhr landete der Kommandant mit einer weißen Flagge und drohte, die Stadt zu beschließen, wenn Widerstand geleistet würde. Der Bezirksbeamte antwortete, daß er nicht die Absicht hätte, Widerstand zu leisten, da nur 18 Europäer und kein Soldat da seien. 5. 9. Die Engländer scheinen nicht zu wissen, was sie wollen, und wir wissen's auch nicht. Am Mitternacht besetzten sie von neuem Viktoria. Um 9 Uhr morgens besah ich Hauptmann G., den Ort sofort zu verlassen, sonst werde er sie herauswerfen. Darauf kehrten sie zu den Schiffen zurück und begannen um 11 Uhr Viktoria zu beschließen. 8. 9. Die ganze englische Flottille liegt jetzt in der Kamerun-Bai: der Kreuzer „Cumberland“, die Kanonenboote „Wafius“ und „Vampire“ die Yacht „Ivy“ und mehrere kleine Transportschiffe. Sie liefern unsere drahtlosen Nachrichten ungehindert durch. Die Neuigkeiten vom Kriegsschauplatz sind sehr günstig für uns; der Sitz der französischen Regierung nach Bordeaux verlegt, und Siege bei Cambrai und Rauberge. Bei Helgoland verloren die Deutschen fünf Schiffe, die Engländer „einige“. 10. 9. Am Morgen wurden Kap Kamerun und Suellaba beschossen, augenscheinlich um sich zu vergewissern, ob wir dort Batterien haben. Der Feind wariet offenbar auf Verstärkungen. Der große Kreuzer „Ohozint“ wird gemeldet; das Kanonenboot „Dwarf“ liegt stromisch nahe und hat schon zwei Schüsse abgefeuert. Wenn es nur näher käme, dann wollten wir ihm schon die Antwort geben. 11. 9. Die Beschießung ganz nahe. Ich warke jeden Moment auf Warn. Um 2 Uhr ist der Sturm vorbei. Der „Dwarf“ kommt unter das Feuer unserer Batterie und empfängt augenscheinlich zwei Volltreffer. 13. 9. Der „Dwarf“ ist immer noch lebendig. 16. 9. Der erste Torpedoangriff gegen den „Dwarf“ hat leider fehlgeschlagen. Der Mann am Steuer operierte schlecht und das Torpedo explodierte nutzlos in den Mangroben. Kurz nach 9 Uhr abends entfernter Kanonendonner und Nachrichten aus Viktoria, daß der „Dwarf“ mit der „Nachtigall“ 2 Kilometer von Tiko im Kampfe ist. Die „Nachtigall“ hat den „Dwarf“ gerammt, aber ohne ihr schwer zu beschädigen; es war ihr letztes Mittel, und sie scheint verloren zu sein. 23. 9. Am Morgen Feldmarschübung; auf dem Heimweg empfangen wir Befehl, uns zu beeilen, da feindliche Schiffe nahe wären. Wir teilten Munition aus und marschierten in unsere Stellungen, rechts die Eingeborenen-Kompagnie, links die Europäer unter meinem Befehl. Um 11 Uhr einige entfernte Schüsse, um 4 Uhr näheres Feuer, und unsere zweite Batterie antwortete. 25. 9. Weiteres heftiges Feuer. Nachmittags kommt ein Parlamentär; wir hören, daß sie die bedingungslose Übergabe des ganzen Schutzgebietes verlangen, was natürlich von unserem Kommandanten entschieden verweigert wird. 26. 9. Starkes Bombardement; große Truppen sind gelandet und marschieren von allen Seiten gegen uns. Um 7 Uhr 30 Min. erhalte ich den telephonischen Befehl, den nutzlosen Widerstand aufzugeben; wir machen unser Kriegsmaterial unbrauchbar und hissen die weiße Flagge.